

DAS TOR DER TRÄNEN

Roman

SALON LiteraturVERLAG

1. Auflage 2022

Copyright by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil
des Werkes darf in irgendeiner Form
ohne Genehmigung des Verlags
reproduziert, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Lektorat: Wolfgang Weinkauff

Co-Lektorat: Franz Westner

Titelgestaltung / Titelbild: Fa-Ro Marketing

Bilder: gettyimages / commons.wikimedia.org, Oton Barros

Druck: Alfred Nordmann, Israel

SALON *Literatur*VERLAG

80634 München

Volkartstraße 2c

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-947404-33-9

CARL MARIA EHRLICHER

DAS TOR DER TRÄNEN

Roman

SALON *Literatur*VERLAG

Carl Maria Ehrlicher ist ein Pseudonym. Der Autor arbeitete über viele Jahre beim Bundesnachrichtendienst in Pullach, überwiegend im Außeneinsatz. Ganz eindeutig ist der Roman keine Abrechnung mit dem bundesdeutschen Geheimdienst und auch kein Enthüllungsbuch, sondern eine entwaffnend offene Darstellung aus dem Innenleben einer Behörde, die ebendieses am liebsten vor der Welt verbirgt – und bei allem Verknüpfen von realen Bezügen ist es immer auch ein Roman.

Für meinen Freund
und Lektor
Wolfgang Weinkauff

VORWORT

Dieser Roman ist ein literarischer Nachruf auf die Pullacher Ära des BND, die im Oktober 2018 mit dessen letztem „Teil-Umzug“ nach Berlin endete. Über 15 Jahre hat es gedauert, den im März 2003 hinter dem Rücken der Mitarbeiter*innen eingefädelten Beschluss umzusetzen. Durch die fragwürdige Art, wie die Entscheidung damals herbeigeführt, kommuniziert und in der Folge exekutiert wurde, verlor der Dienst zahlreiche gute Leute.

Die Verlegung der BND-Zentrale beendete nicht nur ein Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte, sie bedeutete auch den Verlust einer sehr speziellen „Behördenkultur“, die so in kaum einem anderen deutschen Amt zu finden gewesen sein dürfte. Herbert Rosendorfer hat diesem Phänomen Anfang der 90er Jahre in seinem Roman „Das Messingherz“ erstmals ein menschlich berührendes, literarisches Denkmal gesetzt; es wäre ein großer Wunsch des Autors, dass ihm mit diesem Buch annähernd Ähnliches gelingen möge.

Die Figuren, die das abgeschirmte Pullacher Behörden-Biotop der frühen 80er Jahre im Buch bevölkern, sind selbstverständlich frei erfunden; wenn es sie gäbe, würden sie in der sich permanent neu erfindenden Berliner Version des Bundesnachrichtendienstes wahrscheinlich nicht lange überleben. Auch der Plot ist ein Produkt der Phantasie des Autors – jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen oder Ereignissen wäre daher nicht beabsichtigt und rein zufällig.

DAS TOR DER TRÄNEN

Ein Todesurteil (01. Dezember 1978)

Der Mann hinter dem monströsen Mahagoni-Schreibtisch fischte eine Zigarette aus dem silbernen Etui, klemmte sie zwischen die schmalen Lippen und zündete sie mit einem Tischfeuerzeug aus Elfenbein an. Er nahm einen tiefen Zug. Während er sich in seinem Bürosessel zurücklehnte, entließ er schnaubend einen Schwall bläulichen Rauchs durch die Nasenlöcher.

„Es ist soweit – wir haben grünes Licht von ganz oben. Der streunende Hund in Brüssel ist zum Abschuss freigegeben. Nächste Woche, nach seinem Treffen mit den anderen Kötern, kümmerst Du Dich um ihn. Bring’ ihn zum Schweigen, Walid – ein für alle Mal.“

Der bullige Typ auf dem Besucherstuhl nickte mit dem kahlen Kopf.

„Amal in Brüssel hat alles vorbereitet. Wir kennen die Wege und Zeiten des Hundes. Wir werden ihn nicht verfehlen.“

„Falls etwas schief geht, bist Du ganz allein auf Dich gestellt. Du weißt, dass wir Dir nicht helfen können. Es darf keinerlei Verbindung zu uns sichtbar werden.“

„Es wird nichts schief gehen – Inshallah.“

Der Mann hinter dem Schreibtisch zeigte eine Reihe gelb verfärbter Zähne.

„Allah ist mit den Gerechten. Ich weiß, dass ich mich auf Dich verlassen kann. Amal soll danach wie besprochen erst einmal in Süddeutschland untertauchen – er wird dort erwartet. Am besten, er nimmt den Nachtzug, kauft also vor der Ausführung des Befehls noch eine Fahrkarte. Danach wird keine Zeit mehr sein.“

Das Telefon klingelte. Er drückte die Zigarette aus und nahm ab.

„Salaam Aleikum ... ach, Sie sind es. Ja, kein Problem – ich kann Sie gut verstehen. Sicher – wir sind dabei. Einen Moment ...“

Mit einem Blick gebot er seinem Besucher, den Raum zu verlassen. Walid zog sich mit einer angedeuteten Verbeugung zurück. Er wusste, was er zu tun hatte.

Anfang einer Dienstfahrt (12. Dezember 1978)

So ein Mist! Eigentlich hatte ich nicht vorgehabt, dieses Jahr noch irgendwohin zu fahren – schon gar nicht ins Ruhrgebiet. Aber Stocker gab keine Ruhe. Ich müsse mich als Mieter meiner neuen Deckadresse in Oberhausen unbedingt noch vor Weihnachten bei den lokalen Behörden anmelden. Dann könne ich auch gleich noch in der Scheinfirma in Köln nach dem Rechten sehen – und außerdem passe der neue Wohnsitz doch sowieso viel besser zum Standort meiner beruflichen Legende.

Diese Nervensäge! Das hätte wirklich bis nach den Feiertagen warten können. Warum musste der nette Vermieter der Einliegerwohnung in Gauting, wo ich bislang unter meiner meistgenutzten falschen Identität gewohnt hatte,

auch plötzlich sterben? Jetzt wollten die raffgierigen Erben das Haus verkaufen und ich – vielmehr „Paul Narvik“ – musste umziehen. Angeblich gab es derzeit keine freie Wohn-Option für mein Alter Ego in München oder der näheren Umgebung. Die aktuell nächstgelegene Möglichkeit sei die Adresse in Oberhausen gewesen. Na großartig!

Erfolglos versuchte ich einige Blätter zusammen zu tackern – der Hefter war schon wieder leer. Missmutig munitionierte ich ihn mit neuen Kupferklammern und leerte auch gleich noch den übervollen Locher. Ein Konfettiregen ergoss sich aus dem Auffangbehälter in den Papierkorb.

Ich stand von meinem Schreibtisch auf und ging zu der Deutschlandkarte an der Wand gegenüber. Nach einigem Suchen fand ich Oberhausen. Zweifellos deutlich näher an Köln als München. Wenn Paul Narvik dorthin umzöge, würde es tatsächlich besser zu der Geschichte vom Unternehmensberater mit Sitz in Köln passen. Mein Blick wanderte nach links Richtung Belgien. Wenn ich schon in den Ruhrpott und nach Köln musste, könnte ich eigentlich auch gleich „Cohiba“ an seinem neuen Standort in Brüssel treffen. Der Informant war vor einigen Monaten in die Vertretung seines Landes in Belgien versetzt worden. „Cohiba“ reiste nicht gerne und wollte, dass unsere geschäftlichen Begegnungen immer da stattfanden, wo er gerade stationiert war. Zuvor war er fast vier Jahre in Rom gewesen. Da bin ich immer gerne hingefahren – jedenfalls deutlich lieber als künftig nach Brüssel.

Stocker würde sicher zustimmen, die beiden Reisen zusammen zu legen, wenn dadurch Kosten gespart würden. Also begründete ich den Dienstreiseantrag entsprechend und ging damit zum Vorzimmer. Die Tür zu Stockers Büro stand offen, zu meiner Überraschung winkte er mich jovial herein.

„Kommen Sie rein, Herr Schreiber – nur ein Dienstreise-Antrag? Das machen wir gleich.“

Offenbar hatte er gerade weder etwas anderes zu erledigen noch Lust, so zu tun, als ob. Das war selten. Ich stand da und sah meinem Chef bei seiner Arbeit zu. Auch das war selten.

„Da sparen wir eine Menge Reisekosten“, stellte er freudig fest, nachdem er sich minutenlang über das Formular gebeugt hatte, als ob sich irgendwelche Haken darin verstecken könnten. Schließlich unterschrieb er mit seiner krakeligen Handschrift und reichte mir den Antrag über den Schreibtisch zurück.

„Bitte schön – gute Reise.“

Ich bedankte mich höflich und verließ das Chefbüro.

„... und nicht zu viel Geld ausgeben“, rief er mir noch hinterher.

Die Augen verdrehend steuerte ich mit dem unterschriebenen Wisch Frau Wiesmayers Büro an. Sie verwaltete seit einer gefühlten Ewigkeit die Deckpapiere in der Sektion Nah/Mittelost-Nordafrika. Niemand hier erinnerte sich, dass dort jemals jemand anderer gesessen hätte. Über den Rand ihrer Brille hinweg, die an einer goldenen Kette um ihren Hals hing, musterte sie meinen Antrag, suchte nach Stockers Autogramm und händigte mir dann gegen Unterschrift den Reisepass und den Führerschein meiner Alias-Identität aus, die sie aus einem alten, abgegriffenen Holzkarteikasten heraussuchte.

„Gute Reise, Herr Schreiber.“

„Danke, aber ich fahre ja erst nächste Woche. Erstmals muss ich ins Reisebüro und alles buchen.“

„Na, dann halt gute Fahrt.“

Ich dankte dem administrativen Urgestein in der groß geblühten Bluse und ging zurück in Stockers Vorzimmer,

um mich in die Benutzer-Liste für die beiden Dienstwagen einzutragen. Mit dem potthässlichen, kackbraunen Kadett war gerade Kurz unterwegs, also holte ich den Schlüssel für den nicht ganz so scheußlichen Ford Escort aus dem Aktenordner. Ich verließ das tief verschneite Firmengelände, fuhr die Heilmannstraße nach Norden, hinunter zur Isar, folgte dem Fluß, vorbei an Floßlände und Heizkraftwerk Süd, durchquerte das Dreimühlen-Viertel – eine ziemlich herunter gekommene Gegend mit einigen wüsten Absturz-Kneipen, von denen ich die meisten auch von Innen kannte, passierte den Schlachthof und parkte schließlich am Anfang der Thalkirchner Straße gleich gegenüber des Pathologischen Instituts. Den Rest der Strecke würde ich zu Fuß zurücklegen. Mein Ziel war „Adler-Reisen“ in der Sendlinger Straße, wo ich alle meine dienstlichen Reisen buchte, die ich als „Paul Narvik“ unternahm. Mit meinen anderen beiden Pseudonymen ging ich natürlich zu anderen Reisebüros, eines war im Westend, das andere in Nord-Schwabing.

Yvonne hatte ich ungefähr ein halbes Jahr, nachdem wir ein Paar geworden waren, eingeweiht, von wem und wofür ich mein Gehalt bezog. Sie fand es weder gut noch schlecht. Jeder müsse selbst wissen, wie er sein Geld verdienen wolle. Für sie wäre das nichts, meinte sie, unter falschen Namen in der Weltgeschichte herum zu fahren und reihenweise Leute anzulügen. So konnte man es natürlich auch sehen.

Aus beruflichen Gründen immer wieder ein anderer sein zu müssen, war tatsächlich gewöhnungsbedürftig. Und wenn man einen Fehler machte und aufflog, gab es intern eine Menge Ärger und Schreibung – viel schlimmer aber war, dass man dann nicht mehr im Außendienst arbeiten

konnte. Das wollte ich auf keinen Fall – die Vorstellung, das Pullacher Gehege nicht mehr verlassen zu können und dort permanent an einen Schreibtisch gekettet zu sein, war mir ein Graus.

Da passte ich lieber auf.

Der beste Schutz vor unerwünschter Enttarnung war im Grunde gelebte Normalität. Man war nach außen ein Dutzendgesicht mit einem langweiligen Job in irgendeiner fiktiven Verwaltungs-Behörde und bewegte sich in der zweiten Identität wie in der tatsächlichen, nur dass man zum Schein woanders wohnte und nach Möglichkeit niemand erzählte, für wen man wirklich arbeitete. Für Yvonne hatte ich damals eine Ausnahme gemacht. Unerlaubterweise. Offiziell anmelden hätte ich die neue Liebschaft auch müssen, aber ich hatte zu Beginn dieser Beziehung einfach keine Lust gehabt, schon wieder amouröse Details meines Privatlebens mit den Berufsparanoikern unserer Sicherheits-Abteilung zu teilen. Die wussten schon mehr als genug über mich.

Und jetzt war es ohnehin egal.

Am Reisebüro angekommen, beobachtete ich unauffällig von der anderen Straßenseite die Passanten, die auf dem Trottoir vorüberzogen, und querte in einem geeigneten Moment die Sendlinger Straße. Um sicher zu gehen, dass nicht zufällig gerade jemand im Laden war, den ich vielleicht privat kannte, schlenderte ich noch am Schaufenster vorbei und warf einen Blick hinein. Dann betrat ich das Geschäft.

Die ausschließlich weiblichen Angestellten blickten von ihrer Arbeit hoch, als ich hereinkam, und nickten mir freundlich zu. Ich war ein guter Kunde, man kannte mich beim Namen. Auch ich wusste, wie die Damen hinter den Schreibtischen hießen. Frau Brunthaler winkte mich zu sich heran. Lächelnd bat sie mich, Platz zu nehmen.

„Tag, Herr Narvik. Na – wo soll’s denn diesmal hingehen? Wieder mal nach Rom?“

„Hallo, Frau Brunthaler. Nein, leider nicht. Ich muss nächste Woche am Dienstag nach Brüssel ... über Dortmund und Köln. Mit der Bahn. Erster Klasse, bitte, Raucher – am besten mit dem frühest möglichen Zug. Ach ja ... und in Brüssel bräuchte ich dann auch ein Hotel, wenn’s geht bitte in der Nähe des Bahnhofs.“

„Klingt einfach. Da finden wir bestimmt etwas.“

Sie schenkte mir ein Lächeln, bevor sie hinter sich in das Regal griff und einen Katalog aus einem der Fächer fischte. Nach einigem Blättern legte sie das Heft aufgeschlagen vor mich auf den Tisch und zeigte mit einem rot lackierten Fingernagel auf eine Seite.

„Hier – das ‘Leopold‘. Wie wär’s damit?“

Das „Leopold“ sah ziemlich gediegen aus und lag wie gewünscht in Bahnhofsnähe. Allerdings waren die Zimmerpreise deutlich über dem erlaubten finanziellen Rahmen. Für die Mehrausgaben müsste ich Stocker sicher eine dienstliche Begründung liefern. Aber darin hatte ich Übung.

„Sieht gut aus – ich denke, das passt.“

Frau Brunthaler begann ihre Tastatur zu bearbeiten.

„Soll ich den Zug nun nach Dortmund oder Köln buchen?“

„Nach Dortmund, muss dort was erledigen – nach Köln komme ich dann schon irgendwie.“

Danach reservierte ich auch gleich noch einen Platz für die Verbindung Köln – Brüssel. Es gab einen Zug um 19:30 – dann wäre ich noch vor Mitternacht in der belgischen Hauptstadt. Die Zeit davor sollte reichen, um die neue Deckadresse kurz zu inspizieren, mich bei der Stadt Oberhausen als neuer Bürger anzumelden und nach Köln

zu fahren, um die Scheinfirma aufzusuchen, die unweit des Bahnhofs in einem hässlichen Bürogebäude lag.

„Cohiba“ würde ich dann für den nächsten Tag zum Abendessen einladen. Er wartete sicher schon auf meinen Anruf. Dass er verfügbar wäre, stand außer Frage, denn unser Treffen war überfällig. So kurz vor Weihnachten würde er das Geld sicher noch mehr brauchen als sonst. Gleich nach dem Teil hier im Reisebüro würde ich ihn aus einer Telefonzelle am Sendlinger-Tor-Platz anrufen und die Details unseres Treffens klären.

Mir fiel ein, dass ich anstelle einer zweiten Übernachtung im doch recht teuren „Leopold“ die Rückfahrt von Brüssel auch mit dem Nachtzug im Schlafwagen antreten könnte. So wäre ich auch schon am nächsten Tag wieder zuhause. In Rom wäre ich noch eine Nacht geblieben, nach dem Treffen mit „Cohiba“. Nicht aber in Brüssel.

Ich fragte nach und Frau Brunthaler klimperte wieder auf ihrer Tastatur herum.

„Der Nachtzug fährt um 23:30 ... und um 08:30 sind Sie dann wieder in München“, teilte sie mir freudestrahlend mit.

Das gab mir ausreichend Zeit für das geplante Abendessen mit „Cohiba“.

„Dann reservieren Sie mir da bitte auch einen Platz.“

„Das mit dem Schlafwagen ist übrigens eine gute Idee“, meinte sie.

„Da sparen Sie sich eine zweite, teure Übernachtung in Brüssel.“

Ich nickte – scheinbar überrascht.

„Daran hatte ich gar nicht gedacht. Umso besser!“

Während Frau Brunthaler die Reservierungen abschloss und die Reise-Unterlagen zusammenstellte, dachte ich wieder an Yvonne. Seit ich ihre Beschwerden, dass ich so oft

weg sei, nicht mehr anhören musste, war ich wieder mehr zuhause. Vorige Woche hatte sie ihre letzten Sachen aus der Wohnung geholt. Nur ihr Geruch in der Bettwäsche war noch da. Ich hatte sie noch nicht gewechselt.

Knecht Ruprecht (06. Dezember 1978)

Mit jeder Stufe, die Walid die steile Steintreppe in den Keller der Botschaft hinabstieg, schien es kälter zu werden. Unten folgte er dem langen, niedrigen Gang bis zu einer grün lackierten Metalltür. Er schloss sie auf und machte einen Schritt in die modrig riechende Dunkelheit vor ihm. Seine Rechte tastete nach dem Drehschalter – eine Reihe von Neonröhren an der Decke flackerte auf.

Gegenüber an der Wand stand ein Regal, in dem Aktenordner, alte Bücher sowie diverse Kisten mit Kleinkram und Werkzeugen aufbewahrt wurden. Auf dem obersten Regalbrett lagen – sorgfältig gefaltet und gestapelt – Säcke aus grobem Leinen. Er griff sich einen davon und ließ ihn in einer adidas-Sporttasche aus Kunstleder verschwinden. Dann wandte er sich dem Tresor in der Ecke zu.

Es klickte leise, als die Rädchen des Kombinationschlosses einrasteten. Langsam zog er die schwere Panzertür auf. Walid holte die silbern glänzende Beretta, den Schalldämpfer und das Magazin heraus. Dann verriegelte er den Safe wieder und verließ den Raum.

Mit wenigen Schritten erreichte er den Zugang zur Tiefgarage. Im diffusen Licht der Notbeleuchtung ging er zu einem dunkelblauen Mercedes. Die Tasche verstaute er im Kofferraum, die Beretta verbarg er in einer speziellen Aussparung unter dem Fahrersitz, Schalldämpfer und Magazin schob er auf der Beifahrerseite in den Spalt zwi-

schen Lehne und Sitzfläche. Dann startete er den Wagen und rollte bis zu der von der Decke baumelnden Plastikette. Er zog daran – langsam begann das Rolltor hoch zu fahren. Das Licht des frühen Morgens flutete die Rampe hinunter. Walid musste blinzeln. Wie ein hungriges Tier schlich der blaue Benz aus seiner Betonhöhle nach oben. Die Fahrt nach Brüssel würde knapp vier Stunden dauern. Walid würde nicht schneller fahren als erlaubt. Die Operation wegen einer Übertretung der Höchstgeschwindigkeit zu gefährden, wäre höchst unprofessionell.

Die Vollstreckung (07. Dezember 1978)

Hassan Tarbani verließ später als sonst das Treffen der Organisation, das in einer der stets wechselnden Wohnungen stattgefunden hatte. Die Vorbereitungen für die Kundgebung am Ende des Monats waren weitgehend abgeschlossen. Sie hofften auf einige tausend Teilnehmer. Bei der Station Rue de Chapelle verließ er die U-Bahn und trat ins Freie. Es war kalt geworden, ein frischer Wind ließ ihn frösteln. Er schaute sich um, aber die Straße war leer. Er beschleunigte seine Schritte, um rasch nach Hause zu kommen, und erreichte nach knapp zehn Minuten die Seitenstraße, an deren Ende das ungepflegte Mietshaus lag, in dem er wohnte. Dunkel lag die Sackgasse vor ihm, in dieser Gegend sparte die Brüsseler Stadtverwaltung mit der Straßenbeleuchtung.

Hassan zögerte kurz und lauschte – alles war still. Als er weiter ging, lösten sich drei Schatten aus einer Wand hinter ihm. Alles ging sehr schnell. Der einsame Passant wurde von einem eisernen Griff umklammert, jemand stülpte ihm einen Sack über den Kopf. Hassan wand sich, trat mit

den Füßen um sich und schrie, aber die Hilferufe drangen nur gedämpft durch den dicken Leinen-Stoff. Etwas Hartes wurde gegen seine Schläfe gedrückt.

Schlagartig verstummten die Schreie. Der Körper des Führers der jemenitischen Exilopposition klatschte auf das vom Nebel feuchte Kopfsteinpflaster. Die drei Männer schauten einen Moment unbewegt auf den gekrümmten Körper, bevor einer von ihnen sich niederkniete und mehrmals wütend mit einem Schraubenzieher in die Brust des Opfers stach. Der Bullige mit dem kahlen Schädel zog ihn weg.

„Das reicht Amal, der Hund ist tot. Wir müssen weg ...“

Sie wandten sich ab und gingen ohne Hast zu dem gelben Citroen, den sie an der Hauptstraße abgestellt hatten. Bevor sie einstiegen, ließen sie den Schraubenzieher durch das Gitter eines Gullys fallen. Im Auto gab der Täter dem Kahlkopf die Waffe zurück, der sie im Inneren seiner Lederjacke verschwinden ließ. Der Mörder erhielt eine Zugfahrkarte und einen Reisepass. Zehn Minuten später setzten sie ihn in der Nähe des Bahnhofs ab, verließen das Zentrum und erreichten kurz vor Mitternacht das in tiefer Dunkelheit liegende Gelände eines arabischen Gebrauchtwagenhändlers. Der bullige Mann stieg aus und zog im Licht der Scheinwerfer des Citroen eine Plane von einem geparkten Wagen. Ein blauer Benz kam zum Vorschein. Er warf die Plane zusammen mit der leeren Sporttasche in den Kofferraum des Wagens und hob den Daumen in Richtung des Citroen; der Mann hinter dem Steuer nickte ihm kurz zu. Die Waffe ließ er wieder unter dem Fahrersitz verschwinden, bevor er den Motor startete – ein paar Kieselsteine spritzten beim Beschleunigen hoch. Die Limousine fädelt sich in den spärlichen nächtlichen Verkehr ein und entfernte sich rasch auf der Ausfallstraße in Richtung

Norden, wo der Zubringer für die Autobahn nach Paris verlief.

Nachtzug nach München (07. Dezember 1978)

Ich war erleichtert. Meine Anmeldung als neuer Einwohner der Stadt Oberhausen, der Kurzbesuch in der Scheinfirma in Köln und das erste Treffen mit „Cohiba“ in Brüssel waren glatt über die Bühne gegangen. Natürlich hatte Cohiba Zeit gehabt. Ich kannte meine Pappenheimer, schließlich hatte ich den Diplomaten vor einigen Jahren selbst angeworben und mir auch den Decknamen für ihn ausgedacht – nach der von ihm bevorzugten Zigarrensorte. „Cohiba“ belieferte uns seit einigen Jahren zuverlässig mit gutem Material zu Nordafrika. Wie üblich hatte er ein paar Dutzend Kopien von vertraulichen Dokumenten dabei gehabt und dafür einen Umschlag mit zweitausend Mark von mir bekommen – zusammen mit einer Kiste seiner Lieblings-Zigarren. Er verdiente eigentlich nicht schlecht in seinem Diplomatenjob, lebte aber stets leicht über seine Verhältnisse. Gut für uns.

Die Zeit bis zu meinem Treffen hatte ich bummelnd in der Stadt verbracht, mir eine aktuelle van Gogh-Ausstellung angesehen und anschließend bis zu meinem Termin ausgiebig in einem der schönen Brüsseler Cafés Zeitung gelesen. Nach dem ausgezeichneten Abendessen bestand mein langjähriger Informant noch darauf, dass ich eine seiner Zigarren mit ihm rauchte. Ich mochte die Dinger nicht besonders, willigte aber ein. So was stärkt die emotionale Bindung einer Quelle zu ihrem Kontaktmann. Das war aus professioneller Sicht durchaus gewünscht.

Nachdem ich die Rechnung beglichen hatte, vereinbarte ich mit „Cohiba“ noch einen Ort und eine Codierung für Tag und Uhrzeit für unser nächstes Treffen. Eine Routine-Maßnahme. So würden wir unliebsame Mithörer am Telefon in die Irre führen, wenn wir uns verabredeten. Danach machte ich mich auf den Rückweg zum Hotel. Irgendwo in der Nähe heulten Polizeisirenen, die dazugehörigen Autos blieben aber unsichtbar. Mir war von der Zigarre etwas flau im Magen, deshalb nahm ich noch einen Whisky an der Hotelbar, bevor ich mir mein Gepäck aushändigen ließ, das seit meinem check-out am Mittag in einem Verschlag hinter der Rezeption aufbewahrt wurde. Der Bahnhof lag gleich um die Ecke, nur wenige Gehminuten entfernt.

In der Bahnhofshalle suchte ich meinen Zug auf der Anzeigentafel – Gleis 11, Abfahrt 23:30 – pünktlich also.

An einer Imbissbude standen ein paar Weihnachtsmänner in voller Nikolaus-Montur an einem Stehtisch, darauf eine ansehnliche Batterie von leeren Bierflaschen. Offenbar hatten sie Feierabend. Ihre weißen Bärte waren in den Nacken geschoben. Es sah so aus, als hätten Sie vorne ein normales und hinten ein sehr haariges Gesicht. Mit dem vorderen rauchten und tranken sie. Gerade stimmte einer mit rauer Stimme auf flämisch ein Weihnachtslied an – die anderen fielen grölend ein. Sehr stimmungsvoll.

Mir fiel auf, dass mehr Polizei unterwegs war als sonst üblich. Vereinzelt wurden Reisende angehalten und kontrolliert. Ich kaufte mir noch eine Packung Zigaretten und wollte gerade weiter gehen, als mich plötzlich eine Stimme von hinten bat, stehen zu bleiben. Ich drehte mich um – ein breitschultriger Uniformierter stand da, neben ihm sein deutlich jüngerer und schmalschultriger Kollege.

„Ihre Papiere, Monsieur!“

Ich stellte den Koffer und die Aktentasche ab, holte meinen Reisepass aus der Innentasche des Jacketts und reichte ihn hinüber. Während der Beamte ihn sorgfältig prüfte, fragte ich höflich auf Französisch, was denn los sei, und erfuhr von seinem jüngeren Kollegen, dass offenbar nicht weit von hier ein jemenitischer Exil-Politiker ermordet worden war. Wegen seiner allzu detaillierten Auskunft zum Geschehen, fing er sich einen strafenden Blick des kontrollierenden Polizisten ein, der mir meinen Pass anstandslos zurückgab. Dass das Dokument kein Original war, hatte er nicht bemerkt. Und die heiklen, alle mit einem „secret“-Stempel versehenen Unterlagen von „Cohiba“, waren in einem speziellen Fach meiner Aktentasche verborgen. Bei einer normalen Routinekontrolle kaum zu entdecken. Aber für mein Gepäck interessierten sich die Beamten ohnehin nicht – ich passte wohl nicht in ihr aktuelles Beuteschema.

Langsam ging ich am Zug entlang und suchte den richtigen Waggon. Als ich einstieg, kam mir der Schlafwagen-Schaffner bereits entgegen. Er begrüßte mich freundlich, prüfte Fahrkarte und Reservierung und führte mich zu meinem Abteil. Nachdem er meinen Pass an sich genommen hatte, hakte er meinen Namen auf seiner Liste ab. Ob ich für das Frühstück geweckt werden wolle, wollte er noch wissen. Ich lehnte dankend ab, da ich Schlafwagen-Frühstücke kannte. Als ich fragte, wo der andere Fahrgast bliebe, der das zweite Bett gebucht hatte, zuckte der Schaffner nur die Achseln.

„Je pas.“ Er wünschte mir noch eine gute Nacht und verließ das Abteil, um sich um andere Passagiere zu kümmern. Sah so aus, als hätte ich das Schlafwagenabteil für mich allein. Umso besser.

Mit einem sanften Ruck fuhr der Zug wenig später an. Ich begann mich auszuziehen, hängte Hose und Hemd über einen Bügel und legte mich dann in T-Shirt und Unterhose auf die Pritsche. Das Sakko mit Geld und Papieren sowie die Tasche mit den beschafften Dokumenten platzierte ich zwischen mich und die Abteilwand. Bevor ich mich in die Decke wickelte, stopfte ich mir zerkautes Tempo-Papier in die Ohren, gegen etwaigen nächtlichen Lärm auf dem Gang. Das gleichförmige Rattern der Räder und Schaukeln des Waggons, wenn er von den Weichen auf neue Gleise gehoben wurde, ließ mich schon bald wegdösen.

Irgendwann erwachte ich von Geräuschen an der Tür. Während ich noch überlegte, wo ich eigentlich war, ging die Tür des Abteils auf und der Schlafwagenschaffner ließ einen Mann herein. Flüsternd erklärte er ihm etwas auf Französisch und wünschte schließlich eine gute Nacht. Es handelte sich offenbar um meinen verspäteten Mitfahrer – war wohl zunächst im Restaurant-Wagen gewesen. Mit halb geschlossenen Augen linste ich im Halbdunkel der funzeligen Notbeleuchtung hinüber und sah zu, wie der Mann die Bettdecke auseinander faltete. Er hatte krauses, kurz geschnittenes Haar und wirkte irgendwie arabisch – vielleicht auch maghrebisch. Jetzt holte er einen kleinen Reisewecker aus seiner Tasche und drückte auf einen Knopf – das Zifferblatt leuchtete auf. Er drehte an dem Ding herum, offenbar stellte er den Alarm ein. Im Licht des Weckers sah ich eine Tätowierung an seinem rechten Unterarm – sah aus wie ein gekrümmtes Schwert oder ein langer Dolch.

„Und so ein Prolet reist Erster Klasse“, dachte ich. Vorsichtig fühlte ich nach dem Jackett, das neben mir auf dem Bett lag und in dem ich Reisepass und Brieftasche

aufbewahrte. Ich zog es unter der Decke näher zu mir. Dann schlief ich wieder ein.

Botschaft Südjemen in Paris – am nächsten Tag

Der Leiter der Pariser Sektion des südjemenitischen Geheimdienstes zündete sich eine Zigarette an und sah seinen Besucher auf der anderen Seite des Schreibtisches wohlwollend an.

„Das war gute Arbeit, Walid. Sehr gute Arbeit.“

Der bullige Mann lächelte stolz, trotz seiner Müdigkeit. Er bedankte sich mehrmals bei seinem Chef für das Lob, dabei hielt er den kahlen Kopf leicht geneigt.

„Der plötzliche Tod ihres Führers in Belgien wird den anderen streunenden Hunden eine Lehre sein. Sie sollen wissen, dass sie nirgends sicher sind, wenn sie uns provozieren. Gab es irgendwelche Probleme?“

Walid schüttelte den massigen Schädel.

„Nein – keine Zeugen, keine Kontrollen. Ich bin glatt nach Paris durchgekommen.“

„Und Amal?“

„Ist wie geplant mit dem Zug nach Ulm gefahren, um bei den dortigen Brüdern unterzutauchen. Man hat mir bereits mitgeteilt, dass er gut angekommen ist.“

„Sehr gut. Ich denke, es schadet nicht, wenn Du auch für eine Weile abtauchst. Das Komitee hat beschlossen, Dir einen vierwöchigen Sonderurlaub in der Heimat zu gewähren.“

Walid strahlte. „Das ist sehr großzügig. Nehmt meinen tief empfundenen Dank entgegen.“

Der Mann im Nadelstreifenanzug zog an seiner Zigarette und lächelte sanft.

„Treue Dienste und bedingungslose Loyalität werden immer belohnt. Du kannst gehen.“

Frühstück in München

Das metallene Quietschen der Zugbremse riss mich aus dem Schlaf. „Ein Unfall“, dachte ich panisch und schützte den Kopf mit den Armen, aber der befürchtete Aufprall blieb aus. Ich warf einen Blick auf meine Uhr – es war kurz vor halb acht. Das zweite Bett war leer. Decken und Kissen lagen zerknüllt auf der Liegefläche, mein nächtlicher Begleiter war verschwunden. Wo er ausgestiegen war, hatte ich nicht mitbekommen. Draußen war es bis auf ein paar wenige, ferne Lichter stockdunkel. Der Lautsprecher kündigte seltsam gedämpft an, dass es nach dem unplanmäßigen Halt gleich weiterginge und wir München in wenigen Minuten erreichen würden. Mir fiel ein, dass ich immer noch die Papierkugeln in den Ohren hatte und popelte sie mit den Fingern heraus. Dann zog ich mich rasch an. Der Schaffner kam und gab mir meinen Pass zurück. Ich war gerade fertig, als der Zug unter der Hackerbrücke hindurch glitt und sich in langsamer Fahrt in die Halle des Hauptbahnhofs schob.

Auf dem Bahnsteig wurde ich vom Strom meiner Mitpassagiere erfasst und in die Haupthalle geschwemmt, wo die Ankömmlinge aus Brüssel sich mit anderen Passanten mischten – Schülern, die widerwillig zu ihren Schulen schlurften, Angestellte, die in ihre Büros eilten.

Mein Magen meldete sich mit leisem Knurren. Er hatte recht – ich sollte noch im „Größenwahn“ frühstücken, bevor ich meine Sachen nach Hause brächte und ins Büro führe. Das Hauptquartier und Stocker konnten ruhig noch ein bisschen warten.

Am Nordausgang des Bahnhofs stieg ich in ein Taxi und nannte dem Fahrer mein Ziel. Im Wagen roch es nach kaltem Zigarettenrauch. Nur langsam kamen wir im dichten morgendlichen Berufsverkehr voran, im Radio lief Bayern 3, das übliche, morgendliche Gesabbel und Gedudel. Die Neun-Uhr-Nachrichten unterbrachen das Unterhaltungs-Programm: Krawalle im Iran, Chomeini bereite sich im Pariser Exil angeblich auf seine Rückkehr nach Teheran vor, Schicksal des Schah und seiner Gattin, Vorbereitung des Gründungsparteitags der neuen „Grünen Partei“, Großdemonstrationen gegen die geplante Pershing-Stationierung, Ministerpräsident Strauß im Originalton mit einem abfälligen Zitat zur Friedensbewegung – nichts wirklich Neues. Am Ende dann doch noch etwas Spannendes: eine Fahndungs-Durchsage der Polizei. Sie suchten einen Mann arabischen Aussehens, der des Mordes an einem ausländischen Politiker in Brüssel verdächtigt wurde. Er sei möglicherweise mit der Bahn in den Süden Deutschlands gereist – die Polizei bat um Hinweise. Ich dachte an meinen Mitfahrer im Zug. Hatte ich etwa neben diesem Killer geschlafen? Wäre ja ein Ding. Zur Polizei würde ich aber nicht gehen. Ich hätte mindestens die halbe Firma involvieren müssen, bevor ich dort eine Aussage hätte machen dürfen. Und was hätte ich der Polizei schon sagen können. Dass der Mann ungefähr vierzig Jahre alt war, eine Tätowierung hatte und irgendwo zwischen Brüssel und München ausgestiegen war? In meinem Bericht zu dem Treffen mit „Cohiba“ würde ich die Sache tunlichst auch unerwähnt lassen – die interne Hysterie, die ich damit auslösen würde, wollte ich mir lieber ersparen.

Plötzlich bremste der Fahrer scharf. Ich prallte mit dem Gesicht an die Rückenlehne des Beifahrersitzes. Er hupte und fluchte:

„Depp, damischer!“

Ohne sich umzusehen fragte er nach hinten:

„Wos bassiert?“

Ich ruckte meinen leicht schmerzenden Unterkiefer vorsichtig hin und her.

„Nein. Ich glaube nicht.“

Am Wagenfenster schob sich die Praterinsel vorbei, im Osten über dem Hochufer der Isar erhob sich die Morgensonne über die Silhouette Haidhausens. Wir bogen auf Höhe des Deutschen Museums links ab und überquerten den Fluss, der sich kalt und träge in seinem Kiesbett räkelte; wenig später hielt das Taxi in der Lothringer Straße vor dem „Größenwahn“. Ich zahlte und betrat das Lokal.

Es war angenehm warm im Gasträum, aber noch nicht viel los. Zum Frühstück kamen die meisten Leute frühestens gegen zehn hierher. Außer mir waren erst vier Gäste im Café: eine ältere Frau mit kurzen, blonden Haaren, ein Mann um die vierzig in einem Norwegerpullover, längeren roten Haaren und Vollbart, zwei Tische weiter ein junges Paar, das konzentriert seine Frühstückseier löffelte. Niemand, den ich kannte.

Der Typ mit dem Irokesenschnitt an der dampfenden Kaffeemaschine entdeckte mich und schenkte mir ein kurzes Lächeln.

„Servus. Früh dran heute. Cappuccino?“

Ich nickte freundlich zurück. „Gerne.“

Meinen Rollkoffer stellte ich in einer Nische bei der Garderobe ab. Ich nahm die Abendzeitung, die dort, eingeklemmt in einen hölzernen Lesebügel, an einem Haken hing und suchte mir einen Platz in einer Ecke.

In der neuen Haidhausener Kneipe gab es morgens frische Croissants und köstliche, selbstgemachte Marmeladen, mittags und am Abend gute, einfache Gerichte. Dazu ein

recht illustres Publikum aus echten und Möchtegern-Intellektuellen, allen Arten von Künstlern und solchen, die es werden wollten.

Der bayerische Irokese brachte mir meinen Cappuccino.

„Bitt scheen – magst a wos zum Essen?“

Ich entschied mich für zwei Croissants mit Butter, dazu Kirschmarmelade.

Im Größenwahn verkehrten auffallend viele Artgenossen des Kellners. Sie nannten sich „Punks“, eine neue Art von Protestbewegung, deren Vertreter sich gerne in schäbige Lederklamotten kleideten, die sie mit grell leuchtenden Lackfarben besprühten. Hals und Handgelenke zierten mit Stahlstacheln besetzte Lederbänder, manche hatten eine grell blond oder bunt gefärbte Irokesen-Frisur, bei anderen waren Wangen oder Lippen von Sicherheitsnadeln durchbohrt. Sie erinnerten ein bisschen an Indianer auf dem Kriegspfad, und so ähnlich verstanden sich die politischen Aktivisten wohl auch. Sie waren die Speerspitze einer Bewegung, die in Amsterdam und Zürich – Städten mit besonders großer Wohnungsnot – vor zwei Jahren begonnen hatte, leerstehende Häuser zu besetzen. Inzwischen gab es das auch in Berlin und Hamburg und selbst hier im gemütlichen München waren kürzlich zwei leerstehende Mietshäuser „instand besetzt“ worden, wie es so schön hieß. Die wüstesten Prügeleien mit der Polizei, als Innenminister Zimmermann seine Schergen in die Schlacht schickte, um den hilflosen Immobilien-Spekulanten zu ihrem Recht zu verhelfen, hatten sich auch hier die Leute mit den originellen Frisuren geliefert. Ich war mit ein paar von diesen Vögeln bei meinen regelmäßigen Größenwahn-Besuchen ins Gespräch gekommen. Sie waren ziemlich reflektiert in dem, was sie taten, sahen sich in der Tradition des klassischen Anarchismus, weshalb sie jede Form von Zwang und

Kontrolle, die gegen das Individuum und dessen Freiheit gerichtet war, ablehnten. Das fand ich gut. Stocker, mit seinem krankhaften Kontrollzwang, hätte es wahrscheinlich weniger gefallen. Bestimmt fragte er sich auch jetzt schon, wo ich denn bliebe. Aber Züge hatten ja öfter mal Verspätung – mein Zuspätkommen wäre daher glaubhaft. Wie gut, dass es keine tragbaren Telefone gab, mit dem man überall erreichbar wäre. Nicht auszudenken, was Leute wie Stocker damit hätten anrichten können und wie ausgeliefert Leute wie ich damit gewesen wären.

Kleine Fluchten, wie das spontane Frühstück in Haidhausen, waren das einzige, was ich meinem stark reglementierten beruflichen Umfeld und den Launen meines kleinkarierten Vorgesetzten entgegensetzen konnte. Das machte das Ganze einigermaßen erträglich. Ich fand es noch immer manchmal merkwürdig, dass ich Staatsdiener geworden war. Noch dazu bei diesem seltsamen Verein. Vor fast sieben Jahren hatte mich mein damaliger Abteilungsleiter Fellner zusammen mit ein paar anderen Kandidaten sogar vom Angestellten in einen Beamten verwandelt, indem er uns den Eid auf die Verfassung ablegen ließ und die Urkunden aushändigte. Danach hatte es Faber-Sekt gegeben. Ich fand es dem Grundgesetz gegenüber etwas respektlos, auf die feierliche, hoheitliche Prozedur mit so billiger Plörre anzustoßen. Aber auf eine deutsche Verbeamtung mit Champagner anzustoßen wäre ja auch komisch gewesen.

Der Typ an der Theke deutete mit fragendem Blick auf eine Kaffeetasse in seiner Hand.

Ich nickte und hob den Daumen.

Kurz darauf servierte er mir den zweiten Cappuccino, zusammen mit meinem Frühstück.

„Fahrst heut noch wohin?“

„Nein. Bin gerade zurück. Hatte beruflich in Brüssel zu tun.“

„Scheene Stadt, oder?“

„Geht so. Gibt schönere.“

„München, zum Beispiel?“, schmunzelte er.

„Ganz sicher“, grinste ich.

„Die beiden Rathäuser sind allerdings identisch – architektonisch.“

„Echt? Hab I gar ned gwusst.“

„Ich weiß es auch erst seit gestern – war zum ersten Mal auf dem Rathausplatz in Brüssel. Leider muss man sagen, dass unser Rathaus nicht das Original, sondern die Kopie des Brüsseler Baus ist.“

„Dafür hamm wir das Original-Hofbräuhaus“, meinte der Kellner, wischte über meinen Tisch und nahm die benutzte Tasse mit zurück zur Theke.

Niemand in meiner neuen Stammkneipe ahnte, was ich beruflich tatsächlich tat. War auch besser so. Wahrscheinlich hätte ich nicht nur Lokalverbot, sondern von den Punk-Gästen auch eine gehörige Tracht Prügel bekommen. Mit meinem von der Schlafwagenreise leicht zerknitterten, dunkelgrauen Anzug, dem schwarzen Rollkragenpullover, den lockigen, längeren Haaren und dem buschigen Schnauzbart bildete ich mir ein, halbwegs unbeamtisch auszusehen. Wenn mich hier jemand fragte, was ich denn beruflich so machte, sagte ich, ich sei freiberuflich als Kunsthändler tätig, müsste oft zu Auktionen reisen – auch ins Ausland.

Dass ich das Anarchisten-Lokal so gerne mochte und hier Stammgast war, wusste im Hauptquartier nur Max. Unsere Sicherheits-Abteilung hatte keine Ahnung, dass ich hier regelmäßig mein Bier trank. Die Leute dort

witterten hinter jedem, der nicht in der CSU war und nicht ausschließlich im Trachtenjanker in gutbürgerlichen Gaststätten verkehrte, einen potenziellen Staatsfeind. Das anarchisch gesonnene Volk hier im „Größenwahn“ wäre ihnen mehr als suspekt gewesen. Anarchismus war ja schon für die meisten Normal-Deutschen identisch mit Terrorismus, doch hinter dem Stacheldraht, der unser Firmengelände abschirmte, hatte sich die Terrorimus-Hysterie der vergangenen Jahre besonders deutlich manifestiert. Es hatte ja tatsächlich immer wieder Drohungen und auch erkannte Ausspähversuche gegen den Dienst gegeben. Und es war nicht von der Hand zu weisen, dass unser Hauptgegner, die „Hauptverwaltung Aufklärung der DDR“, besser bekannt als „Stasi“, über viele Jahre Kontakte zum Umfeld und womöglich sogar bis in die Spitze der RAF unterhalten hatte. Allerdings dürften mit der „Landshut“- und der Schleyer-Entführung die bundesrepublikanischen Terror-Jahre ihren Höhepunkt erreicht und mit dem Selbstmord der RAF-Führung in Stammheim im Herbst letzten Jahres wohl auch überschritten haben. Ich hatte den Eindruck, dass manche Leute in unseren Reihen, aber nicht nur dort, darüber fast ein bisschen enttäuscht waren. Im Angesicht der ständigen Bedrohung durch die RAF und mit ihr verbündeter arabischer Terroristen war es relativ einfach gewesen, immer mehr Mittel bewilligt und mehr Befugnisse zu bekommen. Man fürchtete, dass dies nun schwieriger werden könnte. Im ewigen Spannungsfeld zwischen Freiheit und Sicherheit neigen die konservativen Teile der Bevölkerung naturgemäß zur Stärkung der letzteren, deshalb sind sie in Sicherheitsbehörden ja auch überrepräsentiert. Und da der Sitz der Behörde nunmal in Bayern war, in praktischer Nähe zur bayerischen Staatskanzlei, waren die Führungspositionen in Pullach vorwiegend

mit CSU-Parteigängern besetzt. Dass diese und andere Sicherheitskreise besonders laut vor einer nachlassenden Wachsamkeit und möglichen Mittel- und Stellenkürzungen warnten, war nicht überraschend. Dass man mich damals dort eingestellt hatte, schon. Es erschien mir mehr und mehr wie ein personalpolitischer Betriebsunfall.

Meine Armbanduhr zeigte 11:25 – Zeit aufzubrechen.

Ich drückte meine Zigarette aus, zahlte und verließ das Lokal.

Während ich die Steinstraße Richtung Rosenheimer Platz entlangging, überholte mich die Tram. Ich legte einen kurzen Zwischenspurt ein, um sie an der Haltestelle Rosenheimer Platz zu erwischen, während der Koffer laut ratternd hinter mir her tanzte. Mit einem gewagten Satz schaffte ich es in den Waggon, bevor sich zischend die Tür hinter mir und dem Koffer schloss. Zwei Stationen später stieg ich aus. Von der Haltestelle war es nicht weit zu dem etwas verwahrlosten Altbau am Giesinger Isarhochufer, in dem meine kleine Dachwohnung war. Jetzt im Winter wurde es manchmal ein bisschen kalt da oben, im Sommer eher zu heiß. An lauen Sommerabenden kletterte ich manchmal aus der Dachgaube und trank auf den warmen Dachziegeln sitzend noch ein Bier in der Abendsonne, die die Stadt unter mir in verschiedenen Orangetönen leuchten ließ. Unter mir hörte ich dann, für diese unsichtbar, die anderen Bewohner auf ihren Balkonen schwatzen, gelegentlich auch beim Sex. Ich verdrängte die aufkommenden Gedanken an Yvonne. Wir hatten es schön gehabt da oben, nur die regelmäßige Bierversorgung gestaltete sich etwas mühsam. Es war kein Spaß, zwei Bierträger pro Woche fünf Stockwerke hoch zu schleppen. Wobei Yvonne zugegebenermaßen nur mit maximal einem Bier pro Abend zu Buche schlug. Wenn überhaupt.